

Nr. 136. Bromberg, den 18. Juni 1929.

Der letzte Deutsche von Blatna.

Eine Erzählung aus Böhmen von **Fritz Mauthner.**

(4. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Sie hielt ihn immer fester. Da sagte er so hart als er konnte:

„Laß mich jetzt, die Britschka wartet."

„Ich lasse dich nicht, bevor du mir nicht einen Kuß gegeben hast. Zum Abschied!" fügte sie hinzu. „Wir werden uns so lange nicht sehen."

Und wieder schwammen ihre Augen in Tränen.

Anton gab ihr den Kuß ganz gern und hoffte auch frei zu kommen, wenn er ihr den Willen tat. So beugte er sich denn schüchtern nieder. Kaum aber hatte er ihre warmen Lippen berührt, als sie heftiger seinen Hals umschlang und ihm wilde Küsse auf den Mund drückte.

Dann faßte sie ihn wieder am Schopf und zerrte ihn, daß es schmerzte. Er fühlte ihren heißen Atem, und wieder umschlang sie ihn und küßte ihn.

Ganz bestürzt richtete sich Anton gerade in die Höhe. Sie aber ließ sich mit emporziehen, gab ihm noch, an seinem Halse hängend, einen langen Kuß, ließ ihn endlich los und stand schnell atmend und mit lachenden Augen vor ihm.

„Das war ein schöner Abschied," rief sie keuchend. Sie zupfte an ihrer Schürze und lief davon.

Anton sah ihr noch lange nach, wie ihr rotes Kopftuch durch die Dämmerung schimmerte und endlich verschwand. Dann sprang er auf die Landstraße zurück und schritt eilig bergauf dem Wagen nach. Er war mit seinem Benehmen in der ersten Stunde seines Mannesalters nicht zufrieden.

Viertes Kapitel.

Zwei Jahre sollte Anton in der Fremde bleiben. Als die Zeit jedoch vorüber war, wußte sein Vater immer neue Gründe zu finden, um den Sohn von der Heimat fern zu halten. Bald mußte Anton die Erfahrungen mit einem neuen Kessel erproben, bald die Wirkung, welche ein neuer Dungstoff auf die Rüben hatte, studieren. Und solche Untersuchung brauchte viel Zeit.

Seine wahren Absichten teilte Gegenbauer dem Sohne in seinen langen und sonst so offenen Briefen nicht mit. Denn mit dem Aussprechen seiner Befürchtungen hätte er das Übel leicht verschlimmert, wie er glaubte.

Die eine Sorge galt dem deutschen Sinne seines Anton. Man hatte den Vater in Blatna viel damit geneckt, daß sein Sohn von den Prokopischen zum Tschechentume bekehrt würde; den Freunden war weder der Umgang mit dem jugendlichen Fanatiker Zaboj noch mit der hübschen Katschenka erwünscht. Die Fälle waren nicht mehr selten, daß Kinder deutscher Eltern plötzlich ins slawische Lager übergingen, die fremde Sprache mühsam erlernten und sodann in unklarer Überspanntheit die Ziele der nationalen Gegner unterstützten. Schon hatte Anton einige slawische Verse singen und die tschechischen Bezeichnungen für einzelne alltägliche Dinge radebrechen gelernt, und schon beschäftigte er sich in Mußestunden mit schön gefärbten Darstellungen böhmischer Geschichte. Diesen Neigungen und dem Einfluß des Prokopischen Hauses hatte Gegenbauer nebenher ein Ende machen wollen, als er den Jüngling ins deutsche Österreich sandte.

Und so sehr sich der rastlose Mann oftmals nach seinem Sohn und dessen frischen Augen sehnte, und so deutlich sich auch Antons deutsche Gesinnung bald in jedem Briefe aussprach, so wollte er seine Abwesenheit doch aus einem andern Grunde verlängern. Er hatte sich vorgenommen, den Sohn als Helfer und Mitarbeiter nur in einen festen und gesicherten Besitz zu berufen. Er wollte ihn nicht früher in die Fabrik einführen, als bis er sie stolz sein unbestrittenes Eigentum nennen könnte. Das aber dauerte länger, als er gedacht.

Er brauchte den Anblick seines Sohnes darum nicht immer zu entbehren. So oft ihn seine Geschäftsreisen nach Wien führten, mußte Anton Urlaub nehmen und mit dem Vater zusammentreffen. Gegenbauer, der häufig überarbeitet und bleich schien, hatte seine helle Freude an Antons prächtiger Entwicklung; aber den Bitten, ihn jetzt schon zu Hause arbeiten zu lassen, gab er nicht nach.

Vier und ein halbes Jahr waren so vergangen, als Anton an einem herrlichen, sonnbeglänzten Frühlingstage von der Hand eines Fabrikbeamten die Nachricht erhielt, Gegenbauer sei schwer erkrankt und verlange dringend nach dem Sohne.

Am nächsten Morgen, nach einer endlosen, in bangem Schmerze im Eisenbahnwagen durchwachten Nacht, stand Anton am Bette des Vaters.

Gegenbauer war von einem schleichenden Herzübel niedergeworfen worden.

Noch fast ein Jahr weigerte er sich dem Tode. Bald aus Lager gefesselt, bald mit halber Kraft, wenn auch mit fiebernder Ungeduld in den Geschäften tätig, schleppte er sein Leben hin.

Er benutzte jede wohlere Stunde, um den Sohn in alle Beziehungen des Hauses einzuweihen, er belehrte ihn auch über alle kleinen Verhältnisse der Gegend; aber jede solche Unterredung schloß mit der flehentlichen Ermahnung, sein Herz vor allen Verlockungen der Welt zu hüten, solange die Firma Anton Gegenbauer nicht unerschütterlich fest stand, vor allem aber sein deutsches Wesen zu wahren, nicht nur in den vier Pfählen des Hauses, sondern es auch mutig zu bekennen gegenüber den Drohungen der — wie der Alte in seinem Zorn sagte — frecher und frecher sich gebärdenden Feinde.

Anton hatte keine andere Antwort als Händedrücke und die treuen Worte:

„Verlaß dich auf mich, Vater."

Wieder einmal hatte er es gesagt, und wieder einmal hatte der Vater geantwortet: „Ich verlasse mich auf dich!"

Dann fand man den Vater eines Morgens tot in seinem Bette.

Nun mußte Anton es an sich erfahren, wie langsam und sicher Arbeit über Kummer hinweghilft. Er war kaum vierundzwanzig Jahre alt, als er die Leitung der ausge-

dehnten Fabrik in die Hand nahm. Schwere Jahre standen ihm bevor, das wußte er; aber an dem endlichen Siege brauchte er nicht zu zweifeln, wenn nur die Dinge blieben, wie der Vater sie verlassen.

Er richtete sich in seinem Besitztum so ein, wie der Vater darin gehaust hatte.

Das stattliche Haus am Ringplatz war schon verkauft, um die Hypothekenschuld zu verringern. Anton war mit einfacheren Verhältnissen zufrieden. In dem kleinen Gebäude am Steinbruch, welches gerade über der Höhle, seinem alten Kinderspielplatze, stand, wohnte er ganz allein. Für die Aufwartung sorgte der alte Tomek, der Fabrikwächter und dessen Frau. Den Wächter, der ihm unheimlich war, in seiner knechtischen Unterwürfigkeit, behielt er nur, weil der Vater ihn immer als treu gerühmt hatte. Lieber sah er die Frau Tomek um sich, die ihm sein Essen bereitete und ihn mit ihren bescheidenen Klagen über die schlechten Zeiten und ihren Spitzbuben von Enkel, den Gassenjungen Voita, niemals störte.

Unter seinen Beamten fand er kluge und freundliche Leute; gern hätte er mit dem Werkführer und besonders mit dem Buchhalter viel verkehrt. Doch die Herren wohnten im Oberndorf. Sie machten lieber täglich zweimal den Weg von einer halben Stunde, als daß sie mit ihren Kindern „in dem tschechischen Neste verbauerten".

So hatte Anton in der Stadt Blatna außer dem alten Arzte und dem Lehrer keinen näheren Umgang.

Mit seinen Jugendgespielen kam er fast gar nicht mehr zusammen. Zaboj und Katschenka wichen ihm beide aus, und er selbst war zu beschäftigt, um sie zu suchen.

Mit Zaboj hätte es auch manchen ernsten Streit gesetzt, wenn sie sich in alter Weise miteinander ausgesprochen hätten.

Der Sohn des alten Svatopluk hatte seine erste Staatsprüfung mit Erfolg abgelegt, hatte sich dann in Prag ohne Gelingen als Zeitungsschreiber versucht und war endlich in Blatna Bezirkssekretär geworden. Er trug sich nicht mehr so theatralisch wie früher; nur der Schnürenrock war von der Nationalkleidung übrig geblieben.

Und doch konnte ihn der Einheimische an seinem buschigen dunkelroten Schnauz- und Knebelbart, an seinem langen Haar, an seiner liebevollen Aussprache des Tschechischen und am künstlichen Radebrechen des Deutschen sofort als einen Fanatiker erkennen. Er war der anerkannte Führer der Tschechen in Blatna geworden und machte sich um die heilige Sache bei Wahlen, Volksversammlungen und auch in seinem Amte redlich verdient.

Wenn er dem Gegenbauer-Anton, dem alten Freunde, zufällig begegnete, so boten sie sich wohl die Tageszeit und reichten einander die Hand, aber sie trennten sich bald; denn es gab ja wenige Gegenstände, über welche sie unbefangen miteinander reden konnten. Anton verstand eine Freundschaft nicht, die eine rücksichtslose Aussprache nicht gestattete, und Zaboj wollte selbst den Schein meiden, als ob ein Deutscher ihn etwas anginge. Schon als er bei dem Begräbnis unter der Menge mit hinter dem Sarge ging, in welchem Antons Vater ruhte, war es ihm von jedem Heißsporn der Partei als ein Vergehen gegen die Nation ausgelegt worden.

Daß Katschenka ein großes, üppig schönes Mädchen geworden war, zu deren Lippen er sich kaum mehr hätte herunterzubeugen brauchen, das konnte Anton kaum einmal aus der Entfernung bemerken. Sie führte jenseits der Bjelounka die Wirtschaft und ließ sich in der Stadt nur selten blicken. Kam sie doch des Sonntags einmal an Anton vorüber, so war sie immer von tschechischen Burschen und Mädchen begleitet und wandte den Kopf ab.

In einer stillen Sommernacht, die auf einen solchen Sonntag folgte, war es ihm wohl zwei- oder dreimal, daß er plötzlich in der Ruhe gestört wurde durch eines der tschechischen Lieder, die er kannte. Seltsam dumpf tönte es herauf aus dem Steinbruch, als ob die Sängerin sich in der Höhle verborgen hätte. Und es waren immer seine Lieblingslieder. Doch dieselben Weisen wurden ja von allen Mädchen des Landes gesungen.

Im Städtchen erzählte man sich, die schöne Katschenka werde den Sohn des reichen Gastwirts heiraten, den einfältigen Petr.

Dieser junge Mann war die erste neue Bekanntschaft, welche Anton machte, als er nach dem Tode seines Vaters wieder unter Menschen ging. Seine beiden Freunde, der Lehrer und der Arzt, überredeten ihn und zwangen ihn fast, mit ihnen in das Wirtshaus des alten Stjepan Zilbr zu gehen, wo die Honoratioren von Blatna allabendlich in der Gaststube um einen großen, ovalen, altersgeschwärzten Tisch herum saßen und bei knappem Essen und reichlichem Bier die Angelegenheit des Städtchens, des Staates und Europas besprachen.

Anton hatte vorher niemals einen Fuß in das Gasthaus gesetzt, in dem sein Vater nicht zu verkehren pflegte; der Alte mochte den Besitzer, einen getauften slowakischen Juden, nicht leiden. Er hatte nur die Veränderungen bemerken müssen, welche äußerlich mit dem Hause vorgegangen waren, das recht in der Mitte des Ringplatzes, dem Rathause schräg gegenüber, seine drei Arkadenbogen noch um einige Zoll vor die übrigen Lauben vorstreckte. „Gasthaus des Stephan Silber" — „Zum römischen Kaiser", so hatte die Inschrift über dem mittleren Bogen seit 20 Jahren gelautet. Anton hatte an den damals frisch vergoldeten Buchstaben zuerst seine Kenntnisse im Buchstabieren geübt. Jetzt war die Inschrift übertüncht und auf dem weißen Grunde stand mit ziegelroter Farbe aufgemalt:

Stjepan Zilbr
Hostinec.

Der Taufname Stephan war tschechisiert, der Name „Silber" einfach in tschechischer Orthographie hingesetzt; „Hostinec" hieß zwar nur so viel wie Wirtshaus, dafür klang es aber patriotischer als „Gasthof".

Diese Übermalung und die inneren Veränderungen, welche sich anschlossen, waren symbolisch für den Vorgang, welcher die deutsche Stadt langsam aber stetig in eine tschechische verwandelte.

Der alte Gastwirt war zwar aus Mähren eingewandert und verstand nicht einen Laut vom Tschechischen, aber seinem Sohn und dem Geschäft zuliebe hatte er nichts dagegen, daß seine Wirtschaft von außen und von innen nach dem Geschmack der besten Biertrinker gehalten wurde.

Anton war nicht überrascht davon, daß drinnen nichts fehlte, um den Aufenthalt für Tschechen behaglich zu machen. Doch der Lehrer, der jung und heißblütig mit den Slawen im ewigen Kampfe lag, und der alte Arzt, der über ihre theatralischen Ansprüche wie über einen Fastnachtsscherz lachte, klärten ihn bald darüber auf, daß das Bedürfnis nach einem tschechischen Kellner, einer ebensolchen Zeitung und Speisekarte nicht älter war als die Übertünchung der Inschrift draußen. Die alten Gäste hatten zu den Neuerungen nur spöttisch gelächelt und wie gewöhnlich stille geschwiegen.

So ging denn der mürrische Franz, der des Morgens einen Hausknecht und des Abends einen Kellner vorstellte, und der beide Landessprachen verstand, wenn er auch keine von ihnen viel zum Sprechen benutzte und darum von jeder Partei für sich in Anspruch genommen wurde, so ging denn Franz jetzt des Abends als Kellner in einem Schnürenrock umher. Seinem alten Frack aus der deutschen Kellnerzeit hatte er die Schöße abgeschnitten und trug ihn des Morgens, wenn er Hausknecht war, als Jacke.

Die zweisprachige Speisekarte gab nebeneinander die deutschen und die tschechischen Namen der vier bis fünf Tagesgerichte an, und die tschechische Übersetzung fiel gewöhnlich mit Hilfe von Gelehrten so tiefsinnig und neumodisch aus, daß der dicke Brauer erst die bekannte deutsche Bezeichnung nachsehen mußte, bevor er würdevoll sein Essen auf tschechisch verlangte. Und dann mußte Franz doch wieder die Speisekarte zur Hand nehmen und die tschechische Übersetzung mit der Ursprache vergleichen, bevor er das Gericht in der Küche auf deutsch bestellte.

Seit ebenso langer Zeit lag neben der harmlosen deutschen Lokalzeitung auch ein tschechisches Kreuzerblatt. Dieses wurde schon besser verstanden als die Speisekarte; es verzichtete klug auf neu gebildete Worte und belehrte das Volk in seiner Sprache darüber, daß die Deutschen in Böhmen Eindringlinge waren und froh sein mußten, wenn sie überhaupt geduldet würden. Da die deutsche Zeitung ganz bedächtig die Streitfrage untersuchte und nach langen Auseinandersetzungen nur zu dem Schlusse kam, daß beide Stämme

mit gleichen Rechten brüderlich nebeneinander wohnen sollten, so mußten die Leser beider Ansichten allmählich die Wahrheit in der Mitte suchen, und die Deutschen unter ihnen wunderten sich nicht wenig darüber, daß sie hier in ihren alten Sitzen Eindringlinge waren.

In der Wirtsstube war kein deutscher Zettel an der Wand zu sehen. Tschechisch war der Fahrplan der Eisenbahn, tschechisch der Kalender. Zu tschechischen Festen und tschechischen Wallfahrten forderten die großen Plakate auf, und tschechisch lautete natürlich auch die Inschrift des Kastens, in welchem milde Gaben für den Bau des tschechischen Nationaltheaters fließen sollten.

(Fortsetzung folgt.)

Das merkwürdige Abenteuer des Martin Keogh.

Von **Georges Mouyjard-Paris.**

Tausende von Namen stehen in den alten Stammlisten des Pariser Invalidenhauses. Ein jeder bedeutet ein Stück Geschichte, ein mehr oder weniger bewegtes Leben im Dienste Frankreichs. Doch die Stammlisten selbst erzählen nichts davon. Sie wissen auch nichts vom merkwürdigen Abenteuer des Martin Keogh, der schon einmal in seiner irischen Heimat als Straßenräuber gestorben war und dann doch noch sechsundzwanzig Jahre später als ehrbarer Invalide das Zeitliche segnete.

Es war eine stürmische stockfinstere Februarnacht des Jahres 1743, als der königlich großbritannische Leutnant James Vesey, Besitzer reicher Ländereien in Irland, kurz vor den Toren von Dublin aus seinem Reisewagen gerissen wurde und beim düsteren Schein einer Laterne in eine Pistolenmündung sah. Der junge Herr, dem sein Leben lieber war, als die 9000 Pfund in seinem Mantelsack, hob folgsam die Hände hoch und ließ sich ausplündern.

Doch die Dubliner Polizei arbeitete rasch. Ein paar Tage später bat der gestrenge Herr Baillif den Leutnant Vesey auf sein Amtszimmer. Dort stand ein Mann in Ketten. „Kennen Sie diesen Strauchdieb, Sir?" Der Leutnant sah sich den Mann kurz an: „Den soll ich wohl kennen. Das ist ja der Galgenvogel, der meine 9000 Pfund geraubt hat."

Leutnant Vesey hatte es eilig, zu seinem Regiment nach England zu stoßen, und deshalb wurde dem überführten Straßenräuber rasch der Prozeß gemacht: „Martin Keogh, du wirst verurteilt, in drei Wochen auf den Galgenberg hinausgeführt und solange am Halse aufgehängt zu werden, bis du tot bist." Das Geld konnten sie nicht finden, und um 9000 Pfund ärmer fuhr der Leutnant Vesey nach England.

Drei Jahre später stand er als Hauptmann vor Fontenoy. Er schlug sich wie ein Löwe mit seinem Regiment gegen die Irische Brigade, aber die Feldherrnkunst des Marschalls von Sachsen war größer als die des Cumberländers, den sie seiner Körperlänge wegen den Großen nannten, und der Engländer mußte laufen. Hauptmann Vesey blieb verwundet und besinnungslos auf dem Schlachtfeld.

Als er aus seiner Ohnmacht wieder erwachte, lag er gefangen in Lille. Graf St. Wootsan, ein Offizier von der Irischen Brigade, dessen Leute den Engländer verwundet hatten, wurde sein bester Freund. Eines Tages sprachen beide über die Schlacht von Fontenoy. Da fragte der Graf: „Kennen Sie einen Iren namens Vaughan, Hauptmann? Der Mann hat sich redlich Mühe gegeben, Sie vom Schlachtfeld zu schaffen, und seiner raschen Hilfe danken Sie Ihr Leben." Dem Engländer war der Name unbekannt: „Wo steht der Mann, Graf?" — „Bei meinem Regiment, der Berwick Infanterie. Sie sollen ihn sehen."

Die braven irischen Infanteristen wunderten sich nicht wenig, als der Graf St. Wootsan mit einem gefangenen englischen Hauptmann die Kasematte betrat, in der eine Kompanie vom Regiment Berwick lag: „Holt den Vaughan." Der trat bald ein, riß die Füße aneinander und meldete: „Musketier Vaughan zur Stelle." Dem Hauptmann blieb der Mund vor Staunen offen, denn vor ihm stand Martin Keogh, der doch schon seit drei Jahren auf dem Armesünderfriedhof von Dublin faulen sollte. Doch der Engländer besann sich rasch, griff in seine Tasche und bot seinem Straßenräuber und Lebensretter die wohlgespickte Seidenbörse: „Nimm sie zum Dank!" Dem Iren klebten aber die Hände an den Hosennähten fest: „Ich tat es nicht wegen des Geldes, Herr Hauptmann."

Da mischte sich der Graf ein: „Vaughan, ich sehe, du hast den Hauptmann schon früher gekannt, und deiner Menschenliebe allein dankt er nicht sein Leben. Rede!" — „Was ich erzählen darf, weiß der Herr Hauptmann. Was er nicht weiß, darf ich nicht erzählen." — „Hast Recht", sagte der Engländer und reichte ihm die Hand. „Was einst war, bleibt unter uns, und keiner braucht's zu wissen."

Elf Jahre später mußte sich der Oberst Vesey auf den Balearen den Franzosen ergeben. Da traf er seinen alten Freund, den Grafen St. Wootsan: „Glück im Unglück, Graf! Was macht Vaughan, mein Lebensretter? Steht er noch bei Ihrem Regiment?" — „Nein, Oberst. Dem Sergeanten Vaughan haben sie die Knochen bös zusammengeschossen, und seitdem sitzt er im Invalidenhaus zu Paris."

Auf der Rückkehr aus der Gefangenschaft kam der Oberst nach Paris und besuchte das Invalidenhaus: „Ich möchte den Sergeanten Vaughan sprechen." Kurz danach stand Martin Keogh wieder vor dem ehemaligen Leutnant Vesey. „Na", fragte der, „wie geht's?" — „Sie sehen es, Herr Oberst, nicht besonders. Bin zum alten Eisen gelegt. Aber jetzt darf ich Ihnen erzählen, wovon ich in Lille nicht sprechen konnte. Von der Art, wie ich dem Galgen entging. Es war eine verflucht harte Zeit damals vor vierzehn Jahren, als ich in der Armesünderzelle saß und jeden Tag an den Fingern abzählte, wieviel Stunden ich noch zu leben hatte. Ich glaubte von jeder Zellenwand den Henker grinsen zu sehen, und dauernd lag es mir wie eine Hanfkrawatte um den Hals. Da kam eines Tages der Kerkermeister in meine Zelle und tat recht freundlich: „Hast du dich mit deinem Schicksal abgefunden?" Dabei zog er mit dem Finger einen Kreis um den Hals, rollte die Augen und streckte die Zunge aus dem Maul. „Brrr!" sagte ich. „Nein!" Da machte er ein recht nachdenkliches Gesicht. Schließlich fragte er: „Wo ist das Geld?" — „Im sicheren Versteck. Aber wenn mir einer das Leben retten wollte, würde ich ihm 7500 Pfund geben." — „Gut, ich bringe dich aus dem Gefängnis. Aber erst mußt du tot sein." — „Esel", antwortete ich. „Dummkopf", meinte er freundlich. „Natürlich lassen wir einen anderen an deiner Stelle sterben. Aber erst müssen wir dich krank machen."

Am Abend war ich wirklich krank. Selbst ein Ire kann den Krug voll Whiskey nicht vertragen, den mir der Kerkermeister eingab. Ich war halbtot. Zwei Tage später war ich ganz tot. So erzählte wenigstens der Kerkermeister dem Vogt. Ich saß aber inzwischen in einem sicheren Versteck, und an meiner Stelle lag ein armer Kerl, den sie erst am Morgen gehenkt hatten, in meiner Zelle. Weil der Kerkermeister dem Quacksalber von einem Arzt erzählt hatte, meine Krankheit sei sehr ansteckend gewesen, so sah der weise Herr nur mit einem Auge in meine Zelle und erklärte mich dann von Amtswegen für tot.

Am anderen Tag war ich einer von den Leuten, die den toten Straßenräuber Martin Keogh aus dem Gefängnis trugen und verscharrten. Dann suchte ich mit einem Vertrauensmann des Kerkermeisters das Versteck auf, wo Ihre 9000 Pfund lagen, und zahlte den versprochenen Lohn.

Obwohl ich nun tot war, mochte ich nicht mehr in Irland bleiben. Ich ging nach Frankreich und nahm Dienst bei der Berwick-Infanterie. Jetzt begann mich aber mein Gewissen zu quälen, denn es war doch ein recht schlechter Streich, den ich Ihnen gespielt hatte. Ich fand erst Ruhe, als ich Sie bei Fontenoy vor dem Verbluten retten durfte. Später in Lille konnte ich Ihnen mein Abenteuer nicht erzählen, weil der Kerkermeister noch lebte."

Höchst freundschaftlich schüttelten sich der ehemalige Straßenräuber und sein Opfer die Hand, und der Oberst meinte: „Für mich ist Martin Keogh tot und niemand wird von seinem merkwürdigen Abenteuer erfahren, bevor nicht auch der Invalidensergeant Vaughan gestorben ist."

Der Oberst hielt sein Wort, bis er im Jahre 1769 erfuhr, daß Vaughan im Invalidenhaus das Zeitliche gesegnet hatte. Da erzählte der alte Haudegen einem Freunde am brennenden Kaminfeuer die Geschichte vom Straßenräuber Martin Keogh.

Der Fall des Herrn Berg.

Skizze von **Hans Joachim.**

Es war nur ein kleines Papiergeschäft, dessen Besitzer Otto Berg war. Ein Lädchen, in dem Schulkinder Schreibhefte und für fünf Pfennig Liebesmarken kauften, in dem Backfische ihren Bedarf an bunten Postkarten mit sinnigen Sprüchen deckten. So war der Verdienst des Herrn Berg geradezu kümmerlich zu nennen. Neben seinem Laden aber glänzten und glitzerten im Schaufenster des Juweliergeschäftes Julius Stein Perlen, Diamanten und Smaragde, und oft genug hatte Otto Berg Gelegenheit und

Muße, sie zu betrachten und sich in bitteren Gedanken über die ungerechte, ungleichmäßige Verteilung der Glücksgüter dieser Welt zu ergehen.

Das Sprichwort von der Gelegenheit, die Diebe macht, ist zu alt, als daß es irgendwen überraschen wird, daß Otto Berg eines Tages den Entschluß faßte, die Wand zwischen beiden Läden zu durchbrechen und sich auf gesetzwidrige Weise zu bereichern, nachdem er es so lange auf geradem Wege vergeblich versucht hatte.

Es würde zu weit führen, Herrn Bergs Vorbereitungen für seinen korrigierenden Eingriff in die Besitzverhältnisse in allen Einzelheiten aufzuzählen. Eines schönen Abends, zwei Stunden nach Geschäftsschluß, verschloß Otto Berg sorgsam die Tür seines Ladens, einen Koffer und eine Tasche in der Hand, und entfernte sich in der Richtung nach dem Bahnhof.

Jeder mit einigem Scharfsinn Begabte ahnt, daß sich in Koffer und Tasche Kostbarkeiten aus Gold, Platin und Edelsteinen befanden, die auf nicht ganz einwandfreie Weise vor kurzem erst ihren Besitzer gewechselt hatten. Herr Berg hatte einen Sonnabend gewählt, seine dunkle Tat auszuführen, denn so würden zwei Tage vergehen, bis man den Diebstahl entdeckte, da am Sonntag niemand das Steinsche Geschäft zu betreten pflegte.

Alles wäre vielleicht gut gegangen, wäre nicht jene Bananenschale gewesen, auf der Otto Berg ausglitt, als er, von der freundlichen Vision umgaukelt, in wenigen Stunden die rettende Grenze zu erreichen, dem Bahnhof zuschritt. Otto folgte den Gesetzen der Schwerkraft und stürzte schwer zu Boden. Als er sich, von dem verständigen Wunsche beseelt, kein Aufsehen zu erregen, schnell wieder erheben wollte, sank er stöhnend zurück. Sein linker Fuß hing kraftlos im Gelenk, und jeder Versuch aufzustehen scheiterte an peinigenden Schmerzen. 38 Neugierige versammelten sich um den Gestürzten und gaben gute Ratschläge. Unter ihnen war jener junge Mann, der sich als „Braun, Student der Medizin" zu erkennen gab und mit fachmännischer Miene den Fuß untersuchte.

„Ein komplizierter Bruch", sagte er endlich und zog bedeutsam die Augenbrauen hoch. Otto Berg erwiderte unlogisch, das wäre unmöglich, denn er müsse noch heute abend verreisen. Indessen bestand Studiosus Braun unerschütterlich darauf, daß der Fuß gebrochen sei, zur Heilung zwei, drei Wochen brauche und von einer Reise keine Rede sein könnte. Gesprächig, wie er war, erzählte der junge Mann ausführlich, daß er gestern erst einen ganz ähnlichen Fall in der Klinik gehabt habe, als sich ein alter Herr durch die Menge drängte und sich teilnahmsvoll an Otto Berg wandte.

Der wünschte sich drei Klafter unter die Erde, denn dieser wohlwollende alte Herr war Herr Stein, der bestohlene reiche Nachbar. Bleich vor Schreck und Schmerz preßte Otto hervor, daß er hier keineswegs zu seinem Vergnügen liege, sondern sich den Fuß gebrochen hätte. Herr Stein bejammerte dieses Unglück laut und entfaltete sodann eine umfangreiche Tätigkeit. Herr Berg müsse in ein Krankenhaus gebracht werden, bestimmte er. Er ließ ihn in eine Taxe heben und war trotz Ottos verzweifelter Gegenreden nicht davon abzuhalten, den Verunglückten zu begleiten.

Otto ging es überaus schlecht, und gewiß ist es nicht jedermanns Sache, sich hilfsbedürftig in Gesellschaft eines Mannes zu befinden, dessen Eigentum man ohne seine Erlaubnis heimlich bei sich trägt. Während Herr Stein tröstende Worte fand, hing Otto verzweifelt den düstersten Gedanken nach. Für einen Dieb, der sich den Fuß gebrochen hatte, gab es keine rettende Flucht mehr. Man würde am Montag den Diebstahl entdecken, man würde ihn verhaften, und der Rest waren vergitterte Fenster und gestreifte Kleider.

Otto Berg raffte sich zu schnellem Entschluß auf: Er beichtete. Er erzählte von Liebesmarken und Postkarten mit sinnigen Sprüchen, von Edelsteinen und kostbaren Metallen und von einem Loch in der Wand zwischen den Geschäften der Herren Stein und Berg. Er murmelte Worte aufrichtiger Reue und bitterer Verzweiflung, er bat, Herr Stein möge ihm verzeihen und ihn nicht anzeigen, und gelobte, niemals wieder einen Schritt vom Pfade der Tugend abzuweichen, der eng ist und auf dem doch kein Gedränge herrscht.

Ach, er hatte viel erlebt, der Herr Stein, er kannte die Schlechtigkeit der Welt und war ein gütiger alter Mann. „O, Herr Berg", sagte er bekümmert „wer hätte das gedacht!" — eine rhetorische Frage, an die er einige Gemeinplätze über den Wert der Ehrlichkeit knüpfte. Und er verzieh. Ja, da er sähe, daß Herr Berg ehrlich bereue, wollte er verzeihen und keine Anzeige erstatten. Aber es könnte natürlich keine Rede davon sein, daß sie auch fernerhin noch Nachbarn blieben. Selbstverständlich müßte Herr Berg sein Geschäft aufgeben. Im übrigen wünschte er auszusteigen, sofort auszusteigen, der Herr Stein. Er ließ halten und ging mit Tasche und Koffer und dem Wunsche „Gute Besserung!" davon.

Erschöpft von den Schmerzen und Aufregungen, gestattete sich Otto Berg, in eine jener Ohnmachten zu fallen, die man als wohltuend zu bezeichnen pflegt. Als sein Bewußtsein langsam wieder in diese Welt ungleichmäßig verteilten Besitzes zurückkehrte, lag er im Krankenhaus, und ein Wärter, dessen melancholisch gebuschter Schnurrbart alsbald seine ganze Sympathie gewann, stand vor ihm. „Da haben Sie noch einmal Glück gehabt", sagte der Mann im schönsten Baß väterlicher Güte.

Otto lächelte überaus schmerzlich. „Glück gehabt?" fragte er, „Sie wissen nicht, daß ich heute abend dringend verreisen mußte."

Also da brauche sich der Herr wirklich keine Sorgen zu machen, ereiferte sich der Wärter. Was das anginge, da könnte ja der Herr immer noch morgen früh wieder fahren, wenn er den Fuß ein wenig schone.

Hier richtete sich Otto Berg jäh auf. „Morgen früh? Ja, ist denn der Fuß nicht gebrochen."

Der Wärter lachte gemütlich. Nein, der Fuß war nicht gebrochen. Er war ausgerenkt, und der Arzt hatte ihn schon wieder in Ordnung gebracht. Wirklich, der Herr konnte morgen früh verreisen, wenn er wollte.

Otto Berg lag 60 Sekunden still da. Was war das? Der Fuß war nicht gebrochen? Wirklich, er schmerzte nur noch wenig, wenn er ihn bewegte. Dann hatte sich dieser junge Mann geirrt, dieser Braun, dieser Student der Medizin! Er hätte also — Tod und Teufel! — noch Zeit genug gehabt, am Sonntag zu entkommen!

Unerhörtes geschah. Otto Berg schlug um sich, tobte und lästerte und fluchte mit gräßlichen Worten, und so sehr es uns schmerzt, diese wahre Geschichte nicht mit einem glücklichen Ende krönen zu können, müssen wir doch berichten: Man sah sich genötigt, Herrn Berg mit aller Schonung in eine Zwangsjacke zu stecken.



Bunte Chronik



*** Der Leidensweg eines blinden Passagiers.** Matthew Baddeley heißt ein 19jähriger Engländer, der sich als blinder Passagier an Bord des Cunard-Linie-Dampfers „Lancastria" nach Amerika einschiffte. Die Reise sollte dem Unglücklichen teuer zu stehen kommen. Baddeley schlich sich unbemerkt in ein Rettungsboot, wo er sich unter einem Tau zusammenkauerte. Während der neun Tage langen Reise lag er frierend und ohne Nahrung in seinem Versteck. Als der Dampfer in Newyork landete, kroch Baddeley aus dem Rettungsboot und mußte sich an den Schiffsarzt wenden, der angesichts des schrecklichen Zustandes, in dem der blinde Passagier sich befand, ihn sofort nach dem Krankenhaus auf Ellis Island schicken mußte. Dort blieb Baddeley drei Monate, wobei ihm sieben Zehen amputiert wurden. Der blinde Passagier sollte das Land seiner Träume trotz aller schweren Leiden, die er endlich glücklich überstanden hatte, nicht betreten. Kaum war er gesund geschrieben, als man ihn mit dem ersten Dampfer nach England zurückexpedierte, wohin Baddeley als ein an Erfahrungen reicher Invalide zurückkehrte.

*

*** Tigerjagd in Rußland.** Moskauer Blätter berichten von einer aufregenden Jagd auf einen Tiger, der während der Fahrt aus einem Eisenbahnwaggon entsprang. Es war etwa drei Uhr morgens, als in der ganzen Gegend Alarm geschlagen wurde und die Bauernbevölkerung sich zu einer Treibjagd aufmachte. Um 5 Uhr entdeckte man die erste Spur des Tigers. Er hatte eine halbe Schafherde zerrissen. Mit Gewehren, Heugabeln und Beilen bewaffnet, folgte man der Bestie in der angegebenen Richtung. In der Nähe eines Waldes sah man den Tiger zum erstenmal. Eine Salve wurde abgegeben, die ihn aber nur verwundete und noch wütender machte. Er verschwand in einem kleinen Bauerngehöft, zerriß die Frau, die er im Hofe antraf, während sich der Mann mit einem Knüppel zur Wehr setzte. Es gelang ihm schließlich, dem Untier einen solchen Schlag auf den Schädel zu versetzen, daß es für einen Moment die Besinnung verlor, worauf ihn dann die inzwischen herbeigeeilten Verfolger mühelos erschossen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.